



**EIN GESPRÄCH
MIT DER AUTORIN
LENA GORELIK**

nach dem gleichnamigen
Roman von Lena Gorelik
für die Bühne bearbeitet
von Lena Gorelik

**MEHR
SCHWARZ
ALS LILA** URAUFFÜHRUNG

«KUNST ENTSTEHT NIE IN EINEM GESELLSCHAFTS- FREIEN RAUM»»

Ein Gespräch mit der Autorin **Lena Gorelik**
Die Fragen stellten die Mitwirkenden
Elisabeth Maslik und **Davida Zimmermann**

Wie kam es zu der Geschichte von «Mehr Schwarz als Lila»? Gab es dafür einen bestimmten Auslöser oder hattest Du diese Idee schon länger vor Augen?

Die Geschichte besteht aus sehr vielen Ebenen, und die kamen nach und nach zusammen. Die erste Ebene war, dass ich schon sehr lange einen Roman aus der Perspektive von Teenagern schreiben wollte, weil mir viele Coming-Of-Age-Romane, die originär auf Deutsch geschrieben werden, nicht gefallen. Sie sind von der Sprache eher «möchtegernjugendlich» oder zu literarisch. Ich habe immer Coming-Of-Age-Romane auf Englisch gelesen und dachte, man muss so etwas auf Deutsch schreiben. Die zweite Ebene kam dazu, als ich mich mit Erinnerungskultur auseinandergesetzt habe. Ich wurde gebeten, einen Essay zu schreiben für einen Band, der hieß: «Was hat der Holocaust mit mir zu tun?» Es ging dabei um den Umgang von Jugendlichen mit der Erinnerungskultur. Irgendwann wurde dieser Band dann veröffentlicht, und ich habe festgestellt, dass die meisten Autor*innen über 60 Jahre alt waren. Und da dachte ich: Das kann nicht sein. Parallel dazu hatte ich Alex, Ratte und Paul bereits im Kopf. Es waren noch keine ausgearbeiteten Charaktere, aber es gab die Idee, dass genau diese drei Figuren gemeinsam nach Auschwitz fahren. Die Geschichte mit dem Foto kam dazu, als ich folgende Schlagzeile gesehen hatte: «Jugendliche suchen Pokémon in Auschwitz». Ich habe viel darüber nachgedacht, was ein vermeintlicher Tabubruch ist. Daher mussten eben auch Alex, Paul und Ratte diesen Tabubruch «durchleben».

Zum Thema Erinnerungskultur. Da Du einen jüdischen Hintergrund hast, haben wir uns gefragt, ob Du denkst, dass Du das Thema anders behandelst als andere Menschen. Hast Du beim Schreiben eine Grenze verspürt, das Thema literarisch zu verarbeiten und gleichzeitig angemessen für Jugendliche zu verpacken?

Ich fange mal mit der zweiten Frage an, weil die einfacher zu beantworten ist. Erinnerungskultur ist das Thema, aber nicht das Vehikel. Es geht mir darum, die Geschichte der drei Jugendlichen zu erzählen. Ich überlege nicht, wie ich das Thema Erinnerungskultur pädagogisch in einen Roman verpacken könnte, aus dem man etwas lernen soll. Ich möchte Literatur schaffen. Ich denke, dass Kunst nie in einem gesellschaftsfreien Raum entsteht. Also egal, was ich schreibe: Nichts davon spielt in einem Vakuum. Ich möchte einfach von Jugendlichen und vom Erwachsenwerden erzählen, und ich möchte erzählen, was Freundschaft ist. Ich will Zweifel erzählen und ich will erzählen, wie man sich an der Gesellschaft auch abarbeiten muss, obwohl man es nicht will. Die drei wollen nicht einfach mal provozieren. Jeder von den Dreien kreist ja um sein eigenes Ich, und trotzdem findet jede Handlung, die sie begehen in einem historischen oder auch gesellschaftlichen Kontext statt.

Über die erste Frage muss ich nachdenken. Meine spontane Antwort ist, dass es keinen Unterschied macht, ob ich jüdisch bin oder nicht, weil mich ja Erinnerungskultur nicht nur im Zusammenhang mit dem Holocaust beschäftigt. Ich habe mich auch viel mit der deutschen Kolonialgeschichte auseinandergesetzt, zuletzt mit verschiedenen Denkmälern, die abgerissen wurden oder eben nicht. Es ist nicht so, dass ich mich mit der Erinnerungskultur des Holocausts beschäftige, weil ich jüdisch bin. Trotzdem würde ich lügen, wenn ich sagte, die Beschäftigung der Erinnerungskultur in Bezug auf den Holocaust bedeutet für mich das Gleiche wie für andere. Ich glaube, dass ein anderer das Kunstwerk «Yolocaust» des Berliner Künstlers Shahak Shapira, der sich darin mit Denkmälern auseinandersetzt, übersehen hätte. Ich habe dafür vielleicht die längeren Antennen ausgefahren. Und ich nehme an, dass man mir zugestehen würde, mehr zu diesem Thema zu sagen zu haben als andere. Aber da geht es eher um die Außenwelt, als um mich. Und vielleicht ist das auch nur eine Unterstellung.

Wie wichtig ist es Dir, als Autorin Grenzen zu überschreiten, und welche Grenze würdest Du niemals überschreiten wollen?

Die Trennung zwischen Autorin und Mensch finde ich immer ganz schwierig. Ich finde es so schwierig, weil ich nicht glaube, dass ein Mensch, sobald er sich künstlerisch betätigt, zu einem anderen wird. Wir nehmen unsere Haltung immer überall mit hinein. Oder zumindest ich tue es. Ich glaube, für mich ist die Trennung immer da, wo ich sagen würde, damit verletze ich andere. Also damit übertrete ich nicht meine eigene Grenze, sondern die der anderen, und das steht mir nicht zu. Und ich glaube trotzdem, dass Kunst natürlich dazu da ist, Räume auszuleuchten. Man schaut dahin, wo es dunkel ist, macht sich klar, wo die Wand ist – wann man dagegen stößt und wann eben nicht. «Mehr Schwarz als Lila» ist ein Gedankenexperiment: Was passiert, wenn, wie reagieren Menschen, wenn, und so weiter. Und ich glaube, Kunst ist dazu da, diese Grenzen auszuloten. Als ich die Kapitel schrieb, in denen Alex, Paul und Ratta nach Auschwitz reisen, wusste ich weder, dass es den Kuss geben wird, noch wusste ich, wie die Reaktionen sein würden. Ich warte gewissermaßen bis sie vor Ort sind. Im Schreiben lote ich aus. Und dann gibt es den

Moment, in dem diese Grenzauslotung eben Grenzen von anderen überschreitet, von z. B. marginalisierten Gruppen, und da bin ich schon sehr vorsichtig. Oft denke ich, es steht mir nicht zu, darüber zu bestimmen, womit andere klarkommen müssen, z. B. wie in den USA, wenn gesagt wird, dass sich die Schwarzen nicht darüber aufregen sollten, wenn weiße Künstler*innen die Opfergeschichte der Schwarzen erzählen. Ich finde, es steht uns weißen Menschen nicht zu, das zu bestimmen. Aber das ist eine persönliche künstlerische Entscheidung, die jeder und jede für sich treffen muss. Ich tue das mit jedem Roman neu.

Kannst Du uns einen Einblick in deinen Schreib- und Arbeitsprozess geben?

Bei jedem meiner Romane gibt es eine wahnsinnig lange Anfangsphase. Ich hatte Alex, Paul und Ratte bestimmt schon drei bis vier Jahre im Kopf, habe währenddessen andere Bücher geschrieben und dachte aber immer: Das Nächste, das ich schreiben werde, wird dann von Teenagern handeln. Irgendwann hatte ich erste Skizzen zu Alex. Danach wurde mir klar: Es gibt Alex und Paul und Ratte. Das war jedoch noch kein Prozess, in dem ich täglich geschrieben habe. Es gab nur einzelne Szenen. Irgendwann kommt bei mir der Moment, wo ich sage: «Das wird ein Roman». Für die ersten 30 Seiten brauche ich sicher ein Jahr, und bei «Mehr Schwarz als Lila» brauchte ich sogar noch länger. Ich nehme das Geschriebene auseinander. Manchmal habe ich ganze Absätze zerschnitten und die einzelnen Sätze in einer neuen Reihenfolge zusammengefügt, um diesen gewissen Sound zu erzeugen. Als ich ihn gefunden hatte, habe ich nur noch circa ein halbes Jahr gebraucht, um das Buch fertig zu stellen. Der Prozess verläuft nicht linear.

Was war die größte Herausforderung bei der Bearbeitung von «Mehr Schwarz als Lila» für die Bühne? Und was hat Dir daran am meisten Freude bereitet?

Ich habe tatsächlich das erste Mal für das Stück einen meiner Romane ganz gelesen, das hatte ich vorher noch nie gemacht. Natürlich lese ich bei Lesungen, aber dann immer nur die gleichen Kapitel. Ich mochte Alex, Ratte und Paul wieder so gerne, dass es für mich sehr schwierig war, mich von etwas zu trennen. Ich hing vor allem an dem, was die drei ausmacht. Zum Beispiel ist da der biografische Hintergrund, der für mich die Freundschaft zwischen den Dreien festigt. Aber ich konnte der Regisseurin Daniela Kranz ja kein 120-Seiten-Stück schicken. Spaß gemacht hat das Zuspitzen, das Abwägen, was wichtig ist und was nicht. Das ist ja auch genau das, was die drei Figuren ständig machen. Sie lieben Sprache und spielen mit ihr quasi Tennis gegeneinander. Den Roman zu reduzieren auf dieses Tennis-spiel, das hat sehr viel Spaß gemacht.

Du hast ja einige der Proben verfolgt: Wie war das für Dich, Deinen Roman auf der Bühne zu sehen? Es ist ja Dein erstes Theaterstück, oder?

Nein, ich hatte bereits ein Theaterstück geschrieben, aber das war etwas ganz anderes, weil es von Anfang an ein Stück war. Ich war damals auf jeder Probe dabei und hatte somit das Gefühl, ich würde auf das Stück aufpassen. Bei «Mehr Schwarz als Lila» war es für mich ein ganz tolles Gefühl von «ich gebe es jetzt ab»; wie bei einem Kind, dass ausziehen und sein eigenes Ding machen soll. Als ich Proben besuchte, hat vieles meinen Vorstellungen entsprochen, weswegen ich dann eben auch immer nur selten dabei war, um nicht den Eindruck zu erwecken, ich würde kontrollieren

oder gar berichtigen wollen. Wie jede Kunstform begrenzt und öffnet das Theater: Dinge werden sichtbar. Dafür stehen mir beim Roman mehr Worte zur Verfügung. Ich kann im Roman alles, was ich nicht in einem Dialog formuliere, woanders hineinpacken. Im Theater ist es nicht so leicht, mal eben von Deutschland nach Auschwitz und wieder zurück zu kommen. Das waren eben ungewohnte Gedanken. Dadurch habe ich aber in den letzten Monaten unglaublich viel gelernt.

Warum hast Du den Titel «Mehr Schwarz als Lila» gewählt? Er kommt ja nur einmal in Deinem Buch vor?

Eigentlich darf man das gar nicht erzählen, aber ich mache es trotzdem: Ich hasse Titel. Ich schreibe lieber sieben neue Romane, als dass ich einen Titel erfinde. Man muss dem Verlag immer vorab ein Exposé schicken, womit ich mich schwertue, weil man schon sagen muss, was in dem Roman passiert. Aber das weiß ich ja selbst erst, wenn ich es geschrieben habe. Über diesem Exposé muss dann ein Arbeitstitel stehen, und einen zu finden, fällt mir dann immer sehr schwer. Ich hatte bei «Mehr Schwarz als Lila» gerade diese Szene geschrieben, in der über die Farbe von Alex Hose diskutiert wird. Und so habe ich das als Arbeitstitel angegeben. Kurze Zeit später rief mein Lektor an und sagte, dass die gesamte Marketingabteilung sehr begeistert von dem Titel wäre. Ich war einfach nur froh, dass wir dieses Mal die Titeldiskussion nicht führen mussten. Für mich sagt dieser Titel auch relativ viel über Alex aus, weil sie sich ja sehr definiert über dieses «so bin ich».

Über Johnny haben wir ganz viel in den Proben geredet. Wie bist Du auf diese Figur gekommen? Hattest Du selber einen «coolen» Lehrer?

Was ich tatsächlich hatte – aber ohne diesen narzisstischen und hochunsympathischen Wesenszug – war eine relativ junge Lateinlehrerin im Leistungskurs. Mit ihr haben wir dann des Öfteren etwas unternommen oder haben die Schule verlassen, um zu lernen. Da hatte ich das erste Mal das Gefühl von einer anderen Art des Lernens. Es hatte nichts mit Noten und Schule zu tun. Es ging nicht darum, richtig zu übersetzen, sondern darum, sich eigene Gedanken zu machen. Also dieses Gefühl von Alex, Paul und Ratte, ernst genommen zu werden, kenne ich. Aber ich war nie in die Lehrerin verliebt, jedoch kannte ich das Gefühl, der Schule eigentlich schon entwachsen zu sein. In Ludwigsburg, wo ich aufgewachsen bin, gibt es eine Filmhochschule, die gegenüber meines Gymnasiums lag. Dazwischen gab es ein Café, wo die Student*innen und älteren Schüler*innen hingegangen sind. Ich hatte das Gefühl, aus dem falschen Gebäude zu kommen. Ich habe Johnny nicht geschaffen, weil ich ihn irgendwie gut oder interessant fand. Da kam einfach ein neuer Lehrer, ich hatte keine Ahnung, dass Alex sich verlieben würde. Ich erfahre mit jeder Szene immer mehr über die Figuren, und irgendwann habe ich herausgefunden, dass Johnny ein knallharter Narzisst ist.

Hattest Du schon immer den Wunsch, Autorin zu werden?

Seit ich lesen konnte, habe ich mir nichts Anderes gewünscht, als Autorin zu werden. Ich habe tatsächlich aus der Grundschulzeit einen Steckbrief von mir, in dem bei der Kategorie Berufswunsch Schriftstellerin steht. Ich habe schon als Kind Geschichten aufgeschrieben. Ich habe auch viel in Fantasie-

welten gelebt. Zum Beispiel habe ich einer Lehrerin monatelang erzählt, dass ich acht Geschwister hätte, und ihr die Namen, Hobbys und Charaktereigenschaften aufgezählt. Die gab es ganz real in meinem Kopf. Ich musste sogar die Kleineren zum Kindergarten bringen. Dann traf die Lehrerin irgendwann meine Mutter und sagte: «Sie machen das aber toll mit neun Kindern», und meine Mutter sagte: «Ich habe nur zwei». Ich musste deswegen regelmäßig zum Schulpsychologen. Später habe ich erst für die Schüler- und dann für die Lokalzeitung gearbeitet. Als ich anfang für die Lokalzeitung zu schreiben, habe ich häufig die Schule geschwänzt. Ich wäre fast durch das Abitur gerasselt. Ich habe mich an der deutschen Journalistenschule beworben und wurde angenommen. Dort war ich aber unglaublich unglücklich, weil ich eben nichts erfinden durfte, sondern nur aufschreiben musste, was tatsächlich passiert war. Ich habe dann gemerkt, dass das nicht meine Richtung sein soll.

Im Buch stellt Ratte Johnny die Frage: «Was würdest Du niemals hergeben?»
Lena, was würdest Du niemals hergeben?

Darüber habe ich tatsächlich noch nie nachgedacht. Muss es denn ein Gegenstand sein? Das Erste, das mir natürlich einfällt, sind meine Kinder. Und das Zweite, das mir einfällt, ist ein Gefühl. Was ich eben nicht hergeben würde, wäre dieser bestimmte Blick auf die Welt. Der Versuch, ganz viele Menschen zu sehen und nicht so um sich selbst zu kreisen. Und auch die Sprache würde ich niemals hergeben. Ich habe eine Astrid-Lindgren-Sammlung, die ich vielleicht nicht hergeben würde. Und dann ist da noch so ein kleines, schmales und sehr altes Regal aus Amsterdam. Da habe ich alles, was mit Erinnerungen zu tun hat, hineingestellt, unter anderem einen Brief. Das ist eine total romantische Geschichte: Ich hatte mal einen Onkel, der Bruder meiner Mutter, der ertrank, als ich neun Jahre alt war. Er war immer das schwarze Schaf der Familie. Hat ständig seinen Job gewechselt, war in der Sowjetunion gegen das Regime eingestellt. Als Kind fand ich ihn natürlich immer ganz toll. Und der hat meiner Mutter zu meiner Geburt einen Brief geschrieben, in welchem er sagte, dass das Mädchen einmal Schriftstellerin werden solle. Diesen Brief würde ich niemals hergeben.